

Endlich befreit.

Novelle von Karl Taneta.

Lebensmittel besitzt Paris in Masse und mit männlicher Ausdauer wird die Stadt alle Bedürfnisse ertragen, um ihrer Brüdern in den Departements Zeit zu geben, ihr zu Hilfe zu kommen.

So stand es in allen von den deutschen Siegern noch nicht besetzten Städten und Dörfern angehängen, und darunter prangte der Name des nach der Ansicht aller Franzosen neu erstandenen Retters, des Diktators Gambetta.

Dazu kamen die Erläuterungen und Aufsetzungen kurzlichiger Wirtschaftspolitiker, ehrgeiziger Streber und fanatischer Heißsporne, welche noch weiter gingen wie Gambetta und die Regierung in Tours, und überall verkündeten: Tod allen Prussien, Tod dem Hinterschle, Ueberfall, Mord auch der Weibchen, wenn sie zu der Pflicht eines vaterlandsliebenden Franzosen!

Mühen nicht solche Heereien schließlich auch bei sonst ganz rechtlich denkenden Menschen, besonders aber bei der Jugend die Begriffe von Ehre, Recht und Christenpflicht zänglich verwirren! Der Staatsbeamte, der Geistliche, der Schullehrer, jeder verkündete es: alle Mittel, selbst Mord, Brandstiftung etc. sind gerechtfertigt, wenn es nur gilt, den deutschen Eindringlingen zu schaden und dem französischen Vaterlande dadurch zu nützen.

Als die Bayern von der Tanne immer weiter im Süden vordrangen, als sie von Orleans aus die Waldungen im Südwesten dieser Stadt durchstreiften, in den Dörfern vor der forest de Marchenoir Requisitionen erhoben und auch aus dem Gutshof seines Vaters alles Hafer und die letzten Rübse entführten, da beschloß er für diesen Raub, wie er es nannte, Rache zu nehmen und zu tödten, wen er tödten könne, wenn es nur einer der verdammten „diablen bleus“ sei.

Das war sein letzter Ruf gewesen. Nicht neben seinem Kopfe hatte die Mündung des Revolvers gehalten, als Maurice Lemaire abdrückte und das Geschloß dem unglücklichen Bayern durch das Gehirn jagte. Während sich der junge Franzose nun ganz aufrichtete und mit erhobenem Revolver beobachtete, ob noch ein zweiter Schuß nöthig sei, brach der arme Landwehrmann entsezt zusammen; still, ohne noch ein Glied zu rühren lag er auf der Erde; deutlich erkannte der junge Franzose, der „diablen bleu“ war tot.

Das war ein regnerischer kalter Tag jener 5. November von 1870, und schwere Wolken verhiinderten jeden Sonnenstrahl, die Gegend zu beleuchten, in denen zwanzigtausend Deutsche und hunderttausend Franzosen auf eine gute Gelegenheit warteten, sich gegenseitig zu überfallen. Die Bayern wußten wohl, daß eine mächtig überlegene feindliche Armee sich gegen sie herangeschoben hatte und sie zu erdrücken drohte. Da hieß es eben Tag und Nacht wachen und aufmerksam sein.

An der Heide stand der äußerste Doppelposten.

„Du, Toni, schau, a mol dertsin. Moant nit, dees san französische Kürassier?“

Nun blühte auch der andere Mann des Doppelpostens aufmerksam nach einer besonders deutlich erkennbaren Strecke der großen Straße.

„Ja freilich, san's Kürassier.“ Sie hieß „Beull“ die lange Röhrenschloß, die im Helm harrte. Es san agroad solch' wa mit f' bei Wörth un' Sedan derwilt hamm. Sagt bleib'n f' siegn. Schab, daß no' so weit i' funt, that i' amol niberleucht'n.“

„Dazua hamm f' loan Schneid, sagt lehra f' wiada um. Da san f' scho' weg a.“

Die französische Kürassierpatrouille war wirklich nach Beaugency zurückgeritten und blieb aus dem Gesichtskreis der bayerischen Posten verschwunden.

der beiden Soldaten, der durch seinen Vorkampf verrieth, daß er jedenfalls ein zur Reserve oder Landwehr gehöriger älterer Mann war, zu seinem jüngeren Kameraden:

„So, Toni, sagt gehst' zur Feldwacht' jarud un' melo' h, daß wir ar der Boshangrier Straßen, ungfähr 1500 Meter vor uns, a Patrouille von sechs französische Kürassier g'fehghamm, daß aba wiada geg'n Boshangri verschwund'n san. Weiß' aba nit' lang aus.“

„Na, f' imm' glei' wiada.“ Der Soldat verschwand nach rückwärts hinter den Büschen eines großen Gartens; sein Kamerad auf dem Posten blühte schau nach allen Seiten, und als er weit und breit nichts Feindliches mehr entdeckte, lebte er sein Gewehr an die Heide, öffnete seinen Mantel, zog aus der Brusttasche eine kleine in Papier gewickelte Visitenkarte — Photographie heraus, nahm sie aus der Umhüllung und betrachtete sie mit liebendem, ja fast verklärtem Blick.

Es war das Bild seiner Frau, welche das erste und einzige Kind des kaum anderthalb Jahre verheirateten Paares auf dem Schoß hatte.

Wie er es immer genauer ansah, da zogen die holden Erinnerungen an die Heimath durch seine Seele. Er sah sein kleines Häuschen, links die Wohnstube, rechts seine Schreinerwerkstätte, rückwärts die Küche und nebenan die Schlafstube. Vor dem Häuschen ein kleiner Gemüsegarten, dahinter ein niedriger Schuppen zum Aufbewahren von Arbeitsholz und Möbeln, die er repariren sollte, und dann vor diesem, seinem schuldensfreien Besitz, die Schneberge seines Vaterlandes, der Herzogenland, die Benediktinerwald, das Karwendel, der Wetterstein mit der Zugspitze und all die anderen herrlichen Riesen der bayerischen Alpen. Das alles sah sein geistiges Auge, und noch mehr.

„'s Schönst' von allem i' halt do' mei' Genzel, mei' lieb's brav's Weibchen un' mei' kloans Rannerl. Seit wiad's a Jahr alt. Wann i' eham nur a Büffel ged'r' kunn, dem herzig'n Schneid, f' war wiert' liab von der Genzel, daß f' mir dees Bild g'locht hat. Un' grad gestern hat's d' Feldpost' bracht. — Ma' sollt's goar nit' glaub'n, wie dees Deand' g'macht'n i' f'. Stramm sieh'at's aus. Ja, dees verrieth' d' Genzel halt. Sie i' so a quati Mutter, wie a treit's Lieb's Weibchen.“

Dabei nahm er die Photographie an die Lippen und küßte sie. Dann sah er wieder darauf, und in seinem Auge glänzte eine Thräne.

„Wann i' nur a Stund' dahom sein könnt. Seit' am Rannerl sein erschten Geburtstag. I' woach goar nit' was i' drum gebet, wann iacht' — Jhesus, Maria!“

Das war sein letzter Ruf gewesen. Nicht neben seinem Kopfe hatte die Mündung des Revolvers gehalten, als Maurice Lemaire abdrückte und das Geschloß dem unglücklichen Bayern durch das Gehirn jagte.

Das war ein regnerischer kalter Tag jener 5. November von 1870, und schwere Wolken verhiinderten jeden Sonnenstrahl, die Gegend zu beleuchten, in denen zwanzigtausend Deutsche und hunderttausend Franzosen auf eine gute Gelegenheit warteten, sich gegenseitig zu überfallen.

Da, halt, auf der Heide lag eine kleine Photographie. Nach dieser griff der junge Franzose schnell und stieß sie zu sich, ohne einen Blick darauf zu werfen. Hinter den Büschen rückwärts im Garten tauchten nämlich schon bayerische Helmstämme auf. Da hieß es eilen und laufen um Tod und Leben, denn daß man keine Gnade gegen ihn über werde, das wußte er genau. Im Nu verschwand er hinter der dichten Heide und in sein Zimmer gequangen. Er besaogete niemandem. Der Vater wollte in Tours, wo er, der frühere Abgeordnete, von der provisorischen Regierung nun als Hauptmann der Nationalgarde eingesetzt war und gerückt wurde, um Aufkünfte über die Gegend und die Zustände der jetzt von den Bayern besetzten Strecken um Orleans zu geben. Die Mutter aber befand sich in der Wohnstube und hatte ihn nicht gehört. Geschwister: bekah er nicht.

Nun verschloß er zuerst den Revolver in einem Schrank, dann zog er die erbeutete Photographie aus der Tasche, trat an das Fenster und betrachtete sie. Statt des erwarteten Bildes eines bayerischen Soldaten blühte ihm die lächelnden Miene einer jungen Frau und eines Kindes entgegen.

Das war eine große Enttäuschung, eine peinliche Ueberbaldung.

Am Ende ist dies das Bild seines Weibes und seines Kindes! Ja, der Mann hatte einen Vorkampf, er war nicht mehr jung. — Aber was geht das mich an? Ich habe meine Pflicht gethan. Ich habe mein armes Vaterland von einem der blutigsten diablen bleus befreit; ich solate einfach dem Rufe des Mannes, der Frankreich erretten wird; ich gehorchte der Aufforderung Gambettos. Es muß ja sein. Krieg bis aufs Messer heißt unsere Parole; Krieg, bis alle diese Bayern und Prussien vernichtet oder doch von der heiligen Erde Frankreichs vertrieben sind. — Aber daß meine Augen gerade einen Verheirateten treffen mußte!

Er sah das Bild von Neuem an. „Sie ist schön. Sie mag fünf- bis sechszehn Jahre alt sein. Aber diese häßliche Tracht! Steif und edig, echt deutsch. Und das die Kind! Wahrscheinlich ein Mädchen. Es lächelt niedlich. Und doch finde ich sie häßlich, diese junge deutsche Brut. Dein Lachen wird bald aufhören, du Bala! Dein Vater ist im Krieg gefallen. Das werden sie dir früh genug sagen. — Werden sie es auch so sagen? — Werden sie nicht sagen, man hat deinen Vater instantlich — ermordet! Ermordet! — Nein! — Nie und nimmermehr! Er ist einfach in seinem Berufe gefallen wie jeder andere auch, und ich war nur einer der Rächer meines niedergelassenen Vaterlandes. Wir müssen dem Feinde Jaulen und Hinterhalte legen.“ So steht es an der Mairie von Nones und Binns angehängen. Danach habe ich gehandelt, und also habe ich recht gethan. — Wenn es aber meinem Vater eben so erginge! Wenn ein deutscher Knabe — Ah, es giebt ja keine deutschen Knaben hier. Ueberhaupt, was sume ich über viele „wenn“ und „aber“ nach. Ich bin hier mein Vaterland eingetretten und habe dadurch meine Pflicht erfüllt. Was geht das mich an, ob der bayerische Soldat verheiratet war oder nicht!

Tamit wollte er die Photographie zerreißen und wegwerfen. In diesem Augenblick sah er auf der Rückseite einige geschriebene Worte. Er betrachtete die Schrift genauer, konnte aber nur den mit lateinischen Buchstaben vermerkten Namen November und darunter die Zahl 5 erkennen.

„Das heutige Datum! Wie sonderbar! Die Schrift ist aber schon einige Tage alt. Was das wohl bedeutet!“

Nach einigem Ueberlegen kam er auf die richtige Spur, indem er meinte, die Photographie werde wohl zur Erinnerung an einen Geburtstag, vielleicht an den des Vaters und Empfängers des Bildes abgedruckt worden sein. Das rief wieder düstere Gedanken in Maurice Lemaire hervor.

„Nun ist es sein Todestag geworden!“ Noch einige Zeit sah der junge Franzose sinnend zum Fenster hinaus. Auch auf das Bild blühte er noch wiederholt. Dann legte er es in ein Briefcouvert, schrieb darauf: „St. M. le 5 novembre 1870“ und steckte es in die Schublade seines Schreibtisches. Hierauf begab er sich in die Wohnstube zu seiner Mutter, und als diese fragte, wo er gewesen sei, antwortete er nur, er lege noch den Prussien Ausdau gehalten, erwähnte aber keine Silbe von seiner That.

Zur gleichen Stunde beordigten die bayerischen Soldaten im Friedhof von St. M. ihren todtten Kameraden, und in der nächsten in der Heimath erscheinenden Verlustliste stand gedruckt:

„Joseph Heller, Gefreiter des 2. Infanterie-Regiments aus M. in Oberbayern, ermordet durch Franktireurs bei St. M. am 5. November 1870.“

Jahre, Jahrzehnte vergingen. In M. hatte sich eine junge Frau, die Wittwe des Gefreiten Heller, angefangen fast die Augen ausgemerzt. Dann aber erfüllte sie ihre Pflicht als Mutter mit voller Energie. Ihr jüngerer Bruder übernahm die Schreinerarbeiten, und unterhielt dafür seine Schneiderei. Diese wuchs und nähte für die Leute, und so gewann sie ihren Lebensunterhalt und erzog ihr Kind zu einem braven Mädchen. Aber freilich, arm blieben sie, und darum mußte Rannerl auch immer noch warten, bis sie ihren Waffel betriethen konnte, obwohl sie nun schon sieben- undzwanzig Jahre alt war. Der Waffel aber konnte sich noch nicht selbstständig machen, der: dazu reichten die Erparnisse des braven Schneides doch noch nicht aus.

Und Maurice Lemaire! Der Knabe ward von Tag zu Tag stiller. Er lernte fleißig, wurde ein tüchtiger Ingenieur, konnte aber von seinem Vater um keinen Preis überredet werden, den väterlichen Hof zu ertragen; er wollte in Paris bleiben. Monsieur Lemaire mußte sich darein finden. Er dachte, sein Sohn sei eben auch durch das Studium in der Hauptstadt für das Landleben verborben worden, und daher bleibe jeder Zwang doch nutzlos.

Die Luft an der Voite aber war es nicht, welche Maurice Lemaire nicht ertragen konnte. Aber er konnte nicht mehr an der St. M. und seinem Friedhof vorbeigehen, ohne bis in's innere Mark zu erbeben. Dort stand nämlich ein Kreuz und darauf war zu lesen: „Joseph Heller, Gefreiter des 2. bay. Inf. Regts. 5. November 1870.“

Er kannte aber auch, was auf der Rückseite seiner, an diesem Tage erbeuteten Photographie stand. Ein Lehrer in Orleans hatte ihm die deutschen Worte entziffert. Sie hießen: „Meinem geliebtesten Mann, Joseph Heller, zur Erinnerung an den ersten Geburtstag unseres kleinen

Rannerls, den 5. November 1870. Deine ewig treue Genzel.“

Seitdem er wußte, und wessen Lebensglück er wahrlich für immer zerstört hatte, seit jener Zeit peinigte ihn sein Gewissen immer mehr. Er wurde ernst und düster, und wenige Tage vergingen, an denen nicht das Bild des erschossenen Joseph Heller vor sein geistiges Auge trat. Darum konnte er trotz aller Selbstbeherrschung schließlich nicht mehr am Friedhof von St. M. vorbeifahren, darum mußte er fort, fort aus der Gegend, in den großen Streudel von Paris. Aber auch dort fand er nur verübende Betäubung, keine Erleichterung, keine Befreiung.

Siebenundzwanzig Jahre nach dem Kriege starb sein Vater. Maurice Lemaire verkaufte den Hof und besaß sich nun im Besitz des sehr beträchtlichen Vermögens von 300,000 Francs.

Als alles geregelt war, reiste er im Oktober 1897 plötzlich von Paris ab. Zwei Tage später kam er in Begleitung eines deutsch sprechenden Herrn in M. in Oberbayern, welche Stadt er ja durch die auf der Photographie aufgedruckte Adresse des Photographen erfah, an. Beim Bürgermeister erkundigten ihn die beiden Fremden und erfuhren, daß die Wittve Heller arm aber redlich noch als Wäscherin und ihre Tochter Renzel als Dienstmädchen in M. lebten.

Nun reisten die Fremden wieder ab. Wenige Tage später wurden Frau Heller und ihre Tochter auf das Notariat des Stadtdienstes gerufen und erhielten die überraschende Mittheilung, es sei für sie die hohe Summe von 150,000 Francen bei der bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in München hinterlegt und hier beim Notariat folgender Brief übergeben worden. Damit überreichte der Notar Frau Heller einen Brief.

Fast sprachlos vor Ueberbaldung öffnete sie das Schreiben und las: „Madame! Die Kreisverurtheilung hat mich mit wilder Leidenschaft erfüllt. In diesem Zustande verabschiedete ich den Tod Ihres Mannes. Mein Gewissen hat mich dafür schwer bedrückt. Befreien Sie mich von meinen Selbstvorwürfen, indem Sie für sich und Ihr Kind die Hälfte meines Vermögens, die Summe von 150,000 Francs, annehmen. Lassen Sie in der Nummer der „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom nächsten 5. November nur eine Annonce erscheinen, die nichts enthält als die Worte: „Angenommen. Genzel und Rannerl.“ Dann dankt Ihnen von Herzen ein durch Genz'sensicht schwer leidender Franzose.“

Kein Name deutete auf den Verfasser des Briefes. Frau Heller und Rannerl wußten anfangs gar nicht, was sie sagen sollten. Der Notar und der von der Wäscherin später noch zu Rath gezogene Pfarrer machten ihr aber alles klar und sagten ihr, sie dürfe ohne Strudel des Vermögens annehmen.

Da stimmte sie zu. Am 5. November stand in der betreffenden Zeitung die gewünschte Annonce.

Am 6. las dies der Ingenieur Maurice Lemaire in Paris. Mit dem Ausrufe: „Endlich befreit!“ ließ er das Blatt aus seiner Hand sinken, und zum erstenmal seit sie ihn kannten, erschien er zum Mittagmahl bei seinen Kollegen mit freundlich lächelndem zufriednem Gesicht.

Auch eine Kanninggeschichte.

Von Paul A. Kirstein.

Die alte Frau Käthin Arnsberg stand am Fenster und schaute in den klaren Tag hinein. Die Herbstsonne schien noch einmal vornehm und hell, und über der ganzen Welt lag sie mit blühendem, frohem Schein.

Und doch fröstelte die Frau Käthin. Sie zog das warme Tuch, das leicht auf ihren Schultern lag, fester um ihren zarten, noch immer geschwätigen Körper und rieb sich die etwas erkalteten Arme.

Es war spät am Nachmittag. Auf dem Tisch standen noch die Kaffeetassen und die Teller zu dem Gebäck, und auf dem danebenstehenden Sopha lag halb hingestreckt der ehrenwerthe Gatte, der frischgebundene Kanglei — Rath Ernst Arnsberg.

Zu dem wandte sich die Frau jetzt um. „Es wird doch schon kalt, Ernst! Wir müssen an den Winter denken!“ Der Gatte brumnte. „Na ja, ja — wieder die theuren Kohlen, das viele Gas — ach, wir Ehemänner sind doch geplagte Leute!“ Die Frau Käthin erwiderte nichts. Sie warf ihm nur einen etwas nichtachtenden Blick zu und begann dann in aller Seelenruhe an die Aufräumung des Zimmers zu denken. Als dann alles wieder in Ordnung war, jeder Stuhl an seinem richtigen Plage stand und auf dem Tisch die bunte, selbstgeschickte Decke lag — erst da dachte sie wieder an seine Worte und gab ihm Antwort: „Dafür entfremdet Ihr uns dann unsere Kinder, nachdem wir sie mit Mühe und Sorge groß gezogen.“ Sie hatte es ganz einfach so hingesezt, ohne ihn dabei anzusehen und ohne besondere Erregung im Ton, aber er nahm es doch lächelnd auf. Er richtete sich von seinem Lager empor und sah seine Frau streng an. „Liebes Kind,“ sagte er, „Du vergißt —“ Aber sie ließ ihn nicht Zeit, auszu- reden. Sie stellte sich dicht vor ihm,

die Hände in den Hüften, hin und sah ihn herausfordernd an.

„Was denn, lieber Mann? Was vergesse ich denn?“ Da wandte er sich wieder ab. „Ach — ich werde mir meinen Nachmittag nicht verstören!“ Damit legte er sich wieder in seine alte Lage.

Aber Frau Käthin Arnsberg gab nicht nach. „Weil Du mir nichts sagen kannst, lieber Mann! Weil Du selber fühlst, daß Du Mached hast — nur deshalb, wenn Du lieber!“

„Das wurde ich denn aber doch zu viel. Start gergrert sprang er von seinem Sopha auf und begann in der Stube hin und her zu laufen. „Wenn Du es denn durchaus wissen willst — ich finde es dumms, daß ein Mensch wie dieser Rudolf so ganz und gar unter dem Pantoffel seiner Frau steht, daß er ihr immer nur nach den Augen sieht; um ihr dort jeden Wunsch und Willen abzugucken, und Du vergißt, daß ein solcher Mensch ohne Charakter und Selbstständigkeit heutzutage niemals etwas erreichen kann!“

„So — und Du vergißt, daß die Frau dieses Rudolf unsere Tochter ist, unsere einzige Tochter, und daß wir in ihrem Sinne froh sein sollten, daß es so ist, daß sie nicht immer ihm nach den Augen gucken muß, sondern daß sie den Oberbesehl in ihrem Hause hat. Verstanden?“

Aber der Herr Rath hatte nicht verstanden. Er stellte sich noch einmal hart in Positur, doch als er dann die fäntelnden Augen seiner Frau sah, verschluckte er lieber alles und sagte ganz einfach: „Ach was — ist doch die Hauptsache!“

Doch die Frau gab nicht nach. „Jawohl — für Euch ist Ruhe dann immer die Hauptsache. Ihr geht dann, wenn's Euch nicht mehr zu Hause paßt, ganz einfach in die Stube und laßt den lieben Gott 'nen schönen Tag oder wenigstens 'nen schönen Abend machen. Ich aber,“ sie trat ganz dicht an ihn heran — „ich aber muß dann hier ganz allein zu Hause hocken, denn Du hast mich des schönsten Vergnügens, meines Kindes, beraubt!“

Was sollte der Rath auf alle diese Anklagen machen? Er wußte es nicht, aber während er noch überlegte, kam ihm der beste Gedanke, der einem Manne in solchem Moment überhaupt kommen kann. Er that einfach gar nichts, er schloß sich still und sein Amtschreibtisch beiseite, und zog Arnsberg's Kanglei vor.

Nun sah die arme Frau allein, das erste Mal seit langer Zeit! Man die Stunde pflegte sie sonst in's Freie zu gehen, aber, wenn es schon zu kalt war, wie jetzt, dann saßen sie in ihren weichen Stühlen am lustig murrstenden Stamme und schauten in die hellen Flammen und sprachen von alten Zeiten und von neuen Hoffnungen.

Ein kleines, luftiges Ding hatte da oft zwischen ihnen gehockt und hatte sie mit ihrer Fröhlichkeit so heiter und froh gestimmt, daß sie darüber auch alle die Sorgen, die oft an sie herangetreten waren, verassen hatten. Der Plag war ihnen darum wie ein Heiligtum. Sie schätzten ihn wie ihren Hausaltar, an dem sie sich nach allen mühseligen Strapagen immer wieder zusammenfanden, immer wieder wärmend und behaglich, daß man Sturm und Wetter von da draußer vergeblich und sich geborgen, zu Hause fühlte.

Da, an demselben Plag, wo im Winter immer auf dem Rest die Äpfel brennten, und wo der Theetisch lieblich summt und jang, da hatte sich auch ihrer Tochter Herz gefunden! Da hatten sie einst nach dem schönen großen Ball den jungen Mann empfangen, der sich nach dem Befinden der Herrschaften zu erkundigen kam; dahin war er dann öfter wiedergekommen, und eines Tages, als er mit der Tochter allein dort auf die abwesenden Eltern wartete, da hatte er sich dort erklärt, und die Zweige knisternd vorüber, und geheimnißvoll im Rohr dazu der Wind erklang.

Das waren die frohen Stunden! Dann aber kam auch der Tag, wo der Vater mit dem Schweizerjohann zuerst fast wie im Scherz sich zankte, dann aber ernstlich sprach — dann schließlich wirklich böse wurde.

Die Mutter dachte keine noch mit Schreden daran. Sie heide, die Frauen, hatten nicht vermitteln können, und so war es gekommen, daß sie sich schon seit vierzehn Tagen nicht mehr gesehen hatten. „Was ging es denn aber auch den Vater an, ob Rudolf wirklich unter dem Pantoffel stand oder nicht? Das hatten doch die Kinder mit sich selbst auszumachen. Die Hauptsache war doch, daß sie glücklich mit einander waren!“

„Aber wie das einmal so mit einer Hausfrau ist, so schnell wie sie dachte, kam sie doch nicht weg. In der Wirklichkeit ist ja eben immer etwas zu thun, und vor lauter Anordnungen verging die Zeit so schnell, daß genau nach dreiviertel Stunden erst die Frau Käthin aus dem Hause kam.“

Schnell stieg sie deshalb in einen Pferdebestallwagen. Sie pflegte die Viertelstunde Weges sonst zwar immer zu laufen, aber heute war ihr auch das zu viel. Ihr Gatte gab ja in der Stube auch Geld aus, weshalb sollte sie da eben einen Groschen sparen?

Als sie an dem Hause angelangt war, zögerte sie ein Moment. Wenn ihr Gatte doch vielleicht darüber böse... „Ach was! Es war ja ihr Kind!“ Das würde sie doch wohl besuchen dürfen! —

Sie stieg die beiden Treppen hastig und voller Erregung hinauf. Wie aber erkannte sie, als sie oben die Nachricht hörte, daß ihre Kinder vor einer halben Stunde fortgegangen wären, abgeholt von einem Herrn, den das Mädchen nicht gesehen hatte.

„Also das war es! Darum hatten sie sich so schnell gestöfft, daß sie gar nicht den Versuch machten, ihre alten Eltern wiederzusehen! Ach ja, es gab keinen Dant' mehr auf der Welt, bei Kindern nicht; und auch bei dem eigenen Manne nicht! Der hätte sie sonst heute wirklich nicht so allein gelassen! Mißmuthig und voller Gedanken schlich sie nach Hause. Ihr war für heute die Luft an allem vergangen.“

Das Mädchen öffnete ihr und schaltete ganz eigen dazu. Aber die Frau Käthin bemerkte es nicht. Sie hatte sich unterwegs so viel schon mit der Stille in ihrer Wohnung, mit ihrem Alleinsein beschäftigt, daß sie auf nichts mehr achtete.

Sie legte einfach ihre Sachen ab und ging mechanisch in's Zimmer. „Aber was war denn das? Da am Ramin, von den hellen Flammen beschlichter... drei wohlbekannte Gesichter.“

„Ihr hier?“ rief sie laut. „Ih derke, Ihr würdet abgeholt?“

„Jawohl, wurden wir auch!“ „Bon mir nämlich!“ Der alte Rath trat stolz hervor und zeigte auf sich. „Und darauf kannst Du sehen — der Mann ist der Herr, denn wenn wir auf Dich gewartet hätten —“

Doch seine Tochter ließ ihn nicht ausreden. Sie rief ihrem Mann zu: „Rudolf, sag ihm — er soll still sein!“ Da lachte aber der alte Rath laut auf: „Sieht Du, Frau, auch sie gewöhnt sich! Er ist der Herr!“

Dann saßen sie sehr vergnügt, wie immer, am Ramin! Ueber die Fünfzigjahrfeier des Duldungsknechts der Waldenser schreibt man dem „B. B.“ aus Turin, 18. Februar: Die evangelische Sekte der Waldenser, die gegenwärtig über ganz Nord- und Mittel-Italien verbreitet ist, beging gestern die Fünfzigjahrfeier des Stittes von Turin, das den Waldensern in Piemont freie Religionsübung und die gleichen bürgerlichen Rechte wie dem Katholiken verlieh. Gründer der Sekte war der Kaufmann Louis Waldner aus Lyon um das Jahr 1160. Die Verfolgungen wurden bald so heftig, daß sich die Anhänger des Walders im Jahre 1184 in die damals noch völlig unentwickelten Alpenhöhlen der Dauphine zurückzogen. Aber die Verfolgungen hörten deshalb nicht auf. Im Westen wurden die Waldenser von den französischen Königen, im Osten von den Herren von Piemont bedrängt. Nur unter der Regierung Ludwigs 12. von Frankreich ließ man sie in Ruhe, und als Papst Innocenz 8. den König Ludwig zu einem Kreuzzug gegen die „sittigen Waldenser“ aufforderte, ließ ihm dieser antworten, er habe Erkundigungen über die Sitten und Lehren der Waldenser eingezoogen und sich überreut, daß sie bessere Christen seien als die Katholiken. Eine furchtbare Verfolgung erlitten dagegen die Waldenser unter Franz 1. von Frankreich, der 4000 der Unglücklichen tödten und 800 auf die Galeren schickte. Wer sich von den Waldensern retten konnte, flüchtete sich auf die Ostseite der Alpen, auf piemontesisches Gebiet. Hier nannte sie die vier Thäler Luerna, Agraona, San Martino und Berca, alle in der Nähe von Vinerolo, urbar. Nun hatten sie zwei Jahrhunderte hindurch die Angriffe der Herren von Piemont auszuhalten, aber sie wehrten sich mit jedem verzweifeltsten Muthe, daß die Piemontesen sie schließlich in Ruhe ließen. Nur mußten sie in ihren vier Thälern verbleiben und hatten keine bürgerlichen Rechte. Seit ihnen das Stitt von Turin die Freiheit gab, haben sie in fast allen größeren Städten Norditaliens Gemeinden gegründet und betreiben eine sehr lebhaft evangelische Propaganda, die freilich bei der teilschwachen Gleichgültigkeit der Italiener keine sonderlichen Erfolge hat. In 17 ten Alpenhöhlen bilden die Waldenser 16 Gemeinden, im übrigen Italien giebt es 46 andere Waldensergemeinden, insofern man zählen sie 25,000 Seelen und bilden einen Haecia der 23 reformirten Kirche. Die Sekte unterhält zahlreiche Volks- und Mittelschulen, sowie eine Theologenschule für die Ausbildung ihrer Geistlichen in Alerandria. Die Verfassung der Kirche kennt man parlamentarisch nennen. In ihrer Spitze steht der „Moderator“, generalis Caballere G. V. Bons in Torre Pellice. Die Gemeinden wählen die Erinnerungsfest der Gottesdienste und wohltätige Werke.